

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 59 (1914)

Heft: 29

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 29 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Juni-Juli 1914, No. 6-7

Autor: B.-G. / J.B. / O.F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N^o. 29 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1914

JUNI / JULI

No. 6/7

Etwas von Aufsätzen.

Ein Wunderkind war sie nicht, unsere Grete; aber sie war kerngesund, hatte daheim an allem, was vorging, teilgenommen, und als sie in die Schule kam, war es für sie ganz selbstverständlich, dass sie fast alles, was verlangt wurde, wusste und recht machte. Tüchtige Lehrer unterrichteten sie in den Elementarfächern, und als sie in die Töchterschule eintrat, ein Vorstadtkind aus bürgerlichem Haus in einem guten, aber sehr einfachen Röcklein, den Lehrern und Mitschülerinnen ganz unbekannt, da ging es ihr gleich von Anfang an wunderbar gut. Das ihr ganz neue Französisch war so leicht und lustig, im Rechnen wurde weniger verlangt als in der letzten Elementarklasse, und im Deutschen erst, da war's fürchterlich leicht. Die Lehrerin las eine Geschichte vor, liess sie einige Male nacherzählen und sagte dann, in der nächsten Deutschstunde gebe es einen Aufsatz. Grete hatte schon oft andere jammern hören, in der Mädchenschule gebe es schrecklich schwere Aufsätze, und nun sollte schon einer kommen. Mit Angst und Bangen schaute sie der nächsten Deutschstunde entgegen. Nach der Zehnuhrpause sassen alle mäuschenstill an ihren Plätzen. Die Lehrerin kam, und ganz feierlich teilte sie Blätter aus. Jede schrieb Namen und Klasse auf das Blatt, und dann hiess es: „Schreibt die Geschichte vom Felleisen nieder, die ich euch gestern vorgelesen habe.“ Die einen schrieben rasch, die andern zögernd; am Ende der Stunde wurden die Blätter eingesammelt; einen Aufsatz gab's diesmal nicht. Wer beschrieb aber Gretes Erstaunen, als am andern Morgen die Lehrerin mit den Blättern hereinkam und verkündigte, der Aufsatz sei im allgemeinen nicht sehr gut ausgefallen, ein paar Schülerinnen hätten ihn ordentlich gemacht, nur ein Aufsatz sei wirklich gut und verdiene die Note Eins, und das sei der Aufsatz Gretes. Das war also ein Aufsatz! Das war ja nichts. Einfach erzählen, was man einem gesagt hat, das könne ja jedes von selbst, meinte Grete, und noch dazu in einer Töchter-

schule. Und doch sollte sie noch finden, dass Aufsätze einem Sorgen, schwere, quälende Sorgen bereiten können. Das kam so. Die Sommerferien rückten heran. In der letzten Deutschstunde vor Schulschluss sagte die Lehrerin den Kindern, sie sollten in den Ferien darauf achten, was sie erlebten, denn nach den Ferien gebe es einen Ferienaufsatz. Zuerst plagte das Grete nicht zu sehr. Sie genoss die schönen, langen, freien Tage, hütete ihre kleinen Geschwister, jätete Unkraut im Hof, reihte gebrühte Bohnen, die für den Winter getrocknet werden sollten, an lange Fäden zum Aufhängen, machte Erbsen aus, kurz es fehlte ihr nicht an Beschäftigung. Zwischenhinein konnte sie lesen oder mit den Nachbarkindern spielen. Einmal brachte der Vater sogar lebende Fische mit heim, welche die Kinder in der Veranda selber töten und putzen durften, und wenn es gar nichts Besonderes zu tun gab, so holte die Mutter den grossen Korb mit der schadhafte Küchenwäsche, und Grete konnte dran flicken, halbe Tage lang. Als aber die Ferien ihrem Ende zgingen, da wurde es unserem Mädchen bange und immer banger. Es hatte ja noch gar nichts erlebt; was sollte es in seinem Aufsatz schreiben? Andere hatten gesagt, sie würden ins Berneroberrand, an den Vierwaldstättersee, ins Appenzeller- oder gar ins Bündnerland gehen, und es war in den vergangenen Wochen nirgends, gar nirgends gewesen. Es wäre ja schön daheim. Es gab Vergnügen mannigfacher Art, reife Erdbeeren und Johannisbeeren, Kaninchen und Meer-schweinchen; aber Grete hatte nichts erlebt, sie war nicht fortgekommen. Der Grossvater, der in einem Nachbar-dorfe wohnte, hatte die ganze Familie auf den Sonntag eingeladen. Das wäre etwas gewesen; aber der Vater hatte gesagt: „Die Pferde haben die ganze Woche streng gearbeitet, wir dürfen

sie am Sonntag nicht einspannen“; und so wurde nichts aus dem Ausflug. Aber wie, wenn doch etwas draus würde? Grete dachte: „So schrecklich weit ist's nicht, wenn man früh fort geht und den ganzen Tag dazu nimmt, kann man's schon machen.“ Sie löste am Gartenzaun eine Latte los, nahm ihre und ihrer Schwester Schuhe mit ins Schlafzimmer, und am andern Morgen, sobald es Tag war, weckte sie ihr jüngeres Schwesterlein. Die Toilette war bald beendet. Frühstück brauchte man keins, die Eltern wurden durch einen hinterlassenen Zettel benachrichtigt, wo die zwei Mädchen hingekommen seien, und leise wie die Schelme schlichen die Kinder durch eine Hintertüre zum Haus hinaus, und als sie durch den Gartenzaun krochen, schlug es eben fünf. Sie gingen nun tapfer vorwärts ohne umzusehen, und sie hatten wirklich Glück. Als sie nämlich etwa eine Stunde weit gegangen waren und das Schwesterlein anfang müde zu werden, da kam eine leere Droschke dahergefahren, und der Kutscher fragte sie, ob sie einsteigen wollten. So erreichten sie natürlich ziemlich rasch ihr Ziel. Der Grossvater rühmte sie, alles lobte ihre „Courage“, und als am Nachmittag der Vater erschien, um die Ausreisser zu holen, wurde er so bestürmt, die Kinder nicht zu strafen, dass er, weil er die Sache selber nicht von der schlimmen Seite betrachtete, versprach, diesmal Gnade für Recht ergehen zu lassen. Die Mutter aber war nicht so milde. Im Gedanken an ihr jüngeres Kind, das hätte bei der Wanderung Schaden nehmen können, war sie sehr böse über Grete, und wenn's auch keine Schläge gab, so gab's nichts zu essen, und das war nicht so lustig. Und doch war Grete innerlich befriedigt; sie hatte etwas erlebt. Mochten die Gesellen, denen der Knecht die Sache verraten hatte, sie auslachen auf Schritt und Tritt; diesmal tat es ihr nicht weh, sie hatte, was sie wollte, Stoff für den Ferienaufsatz. Und selbst die kleine Schwester hat später oft gestanden, es sei doch gut, dass Grete sie damals mitgenommen, wenn sie in der Schule etwas Selbsterlebtes habe erzählen oder schreiben müssen, so habe sie mehrmals mit Freuden auf diese Ferieneminsenz zurückgegriffen, und Lehrer und Mitschülerinnen hätten sich daran ergötzt.

Es gibt aber jedes Jahr wieder Sommerferien. Auch in der zweiten Klasse kam der Tag, wo das Lehrerpult mit Blumenstöcken beladen wurde und auf der Wandtafel zu lesen stand:

Heute ist der Bündelitag, wo jedes Kind sich freuen mag.
Vier Wochen bleibt die Schul' in Ruh'. Fermez la porte! Die Türe zu.

Grete selber hatte den Spruch an die Tafel geschrieben; sie hatte auch den grössten Blumenstock gebracht. Nun machte man wirklich die Türe zu, und Grete freute sich mit den andern, dass etwas abgetan sei und etwas Neues anfangen könne. Das Neue fing gleich recht an. Schon beim Mittagessen sagte sich Grete: Das kleine Buch, das wir haben, reicht nicht aus über die Ferien, wir müssen ein grosses holen, eine Gartenlaube oder gar ein Daheim. Da hiess es, sie solle den Kinderwagen nehmen und die Leinölkanne und sofort in die Stadt fahren, um Öl zu holen. Wie geschickt! Grete nimmt das Bibliothekbuch in die Tasche und wandert seelenvergnügt mit ihrem Wagen in die Stadt. „Aber“, sagt sie sich, „zuerst muss ich auf die Bibliothek; denn wenn ich in der Materialwarenhandlung wieder warten muss, wirds zu spät, und die andern Leute haben dann die grossen Bücher schon geholt.“ Sie geht hin, und richtig! sie bekommt ein Daheim. Ein ganzer Jahrgang in einem Band, welches Glück! Sie eilt in die Stadt und macht ihre Besorgung. Aber Glück und Unglück sind nahe beisammen. Wie sie so fröhlich heimspringt mit ihrem Kinderwagen, um das Buch zu zeigen und selber anzuschauen, da merkt sie auf einmal, dass etwas tropft. Sie schaut nach und entdeckt zu ihrem Schrecken, dass die Kanne zu voll ist oder rinnt, auf alle Fälle liegt das

Buch, das grosse Bibliothekbuch, im Leinöl. Mit dem Heimgehen pressiert es ihr jetzt nicht mehr; aber sie muss doch gehen, muss alles zeigen und sich ausschelten lassen. Und das Ärgste kommt noch. Der Bibliothekar ist ihr früherer Lehrer; was für eine Meinung wird der von ihr bekommen! Alles Putzen und Bügeln der ölgetränkten Blätter hilft nicht. Die Blätter werden zwar trocken; aber gelb bleiben sie trotz aller Mühe. Zuerst hatte Grete keine Lust, das Unglücksbuch zu lesen; aber Kinder kommen leicht über das Schwere hinweg. Der Vater musste ja das Buch doch vergüten, warum sollte man es dann nicht lesen oder mindestens die Bilder drin anschauen? Es war der Jahrgang 1871. Da gab's glorreiche Berichte über die Kriegstaten der Deutschen, da wurde Wilhelm I. als Kaiser in Wort und Bild gefeiert. Aber auch friedlichere Bilder fesselten Grete. Der Spreewald mit seinen Eigentümlichkeiten, seinen alten Sitten und Gebräuchen wurde da geschildert. Das Kind lebte sich hinein in jene Welt, als wäre es wirklich dort. Es besichtigte die Statuen und Prachtbauten Berlins und Charlottenburgs, und als es so recht in dem deutschen Buche lebte, da kam ihm auf einmal ein prächtiger Gedanke: „Das gibt einen Ferienaufsatz!“ Ob Grete in Wirklichkeit oder in ihrer Phantasie bei den Spreewälder Bauern gewesen war, das hatte nichts zu bedeuten. In einem Aufsatz darf man ja erfinden, was man will; schon oft hatte die Lehrerin von der oder jener Schülerin in tadelndem Sinne gesagt, sie habe auch gar keine Phantasie, was nicht sei, müsse man eben erdenken. Und an Phantasie fehlte es Grete wirklich nicht; sie war so begeistert für ihren Stoff, dass sie, das erste Mal in ihrem Leben, anfang zu dichten. Es waren wirkliche, gute Verse; denn Grete hatte den grossen Wackernagel so oft vorwärts und rückwärts gelesen, dass die rhythmische Fassung ihr ganz geläufig war. So schön wie ihr Lieblingsgedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ war's freilich nicht, aber doch mindestens so schön wie die Kriegslieder eines preussischen Grenadiers. Der Aufsatz wurde länger und inhaltsreicher als alle früheren; er bekam ein von Grete verfasstes Motto und poetische Einlagen vom gleichen Dichter. Die Lehrerin hatte eine grosse Freude an der Arbeit und las sie vor. Bis dahin wäre alles gut, überaus gut gegangen; aber nun kam das Schreckliche. Die Lehrerin nimmt a priori an, dass alles wahr sei, und gratuliert der Kleinen vor der ganzen Klasse zu der genussreichen Reise, die sie hat machen dürfen. Die Begeisterung für Deutschland gefällt ihr zwar nicht so ganz; aber trotzdem fordert sie Grete auf, ihre eigenen Gedichte vorzutragen. Soll nun die kleine Dichterin, jetzt da alles sie anstaunt und beneidet, offen sagen: „Es ist ja nicht wahr, ich hab's nicht erlebt, es ist nur ein Aufsatz?“ So viel Mut hatte sie nicht. Sie musste schweigen, ja noch mehr, um die Sache nicht zu verderben, musste sie weiter machen. Durfte man für die Vortragsstunde ein Gedicht wählen, so musste sie die Hohenstaufen, die Schlacht bei Sedan oder sonst etwas Patriotisches bringen, das war sie sich schuldig. In der Klasse und darüber hinaus galt sie als heisse Verehrerin des deutschen Kaisers, und sie hatte nicht den Mut, der Sache ein Ende zu machen. Erst manche Jahre später hat sie ihrer Lehrerin und einigen Mitschülerinnen die Lüge gestanden. Im Elternhaus wusste man von der ganzen Sache nichts; da fiel ein verllorener Schirm oder eine schlecht besorgte Kommission viel schwerer in die Wagschale als das schönste Gedicht.

Grete hat keine Schwindelaufsätze mehr gemacht; sie hatte genug bekommen von dem einen. Er hat ihr ein Jahr ihres Lebens verdorben. Als es wieder lange Ferien gab, da dachte sie: „Diesmal suche ich nichts; ich nehme einfach, was kommt, und wenn ich den Aufsatz schön schreibe und gar kein Fehlerlein mache, so bekomme ich doch noch ein Eins, auch wenn nichts Rechtes drin steht.“ An einem prächtigen Nachmittag im August, dem ersten freien Nachmittag nach den Ferien, nimmt sie Heft und Bleistift zur Hand und zieht sich zurück an einen Ort, wo kein Mensch sie stört, auf die sogenannte Heubühne, einen Raum am Ende der obern Werkstätten, wo die Futterschneidmaschine, der Hafertrog und andere derartige Sachen stehen. Ein Motto braucht sie diesmal nicht, eine besondere Begebenheit sucht sie diesmal auch nicht, sie sitzt hin und schreibt: „In den Ferien.“

Ganz einfach schildert sie, wie's an einem schönen Ferientag daheim zugeht, wie man alte Schuhe, alte Strümpfe, ein altes Röcklein, eine verblichene Schürze anzieht, ja gar ein gewaschenes Zopfband umbindet, wie man, statt sich für den weiten Schulweg zu richten, die Geschwisterlein ankleidet und ihre Bettlein macht. Sie erzählt, wie sie mit ihnen zum alten Bari geht, um ihm guten Tag zu sagen, wie sie schauen, ob etwa Pflirsche heruntergefallen sind, und wie sie andere wichtige Morgengeschäfte verrichten, bis die Mutter zum Frühstück ruft, das alle gemütlich miteinander einnehmen können. Sie schreibt und schreibt. Seite um Seite füllt sich. Sie überliest das Ganze sorgfältig, geht hinein und holt sich im Bureau eine neue Feder, und dann wird der Ferienaufsatz sauber abgeschrieben und versorgt. Am bestimmten Tag werden alle Aufsatzhefte eingesammelt, und wieder an einem bestimmten Tag werden sie zurückgegeben. Grete ist gar nicht gespannt. Wie man im Kaufladen sein Pfund Reis erwartet, ohne besonderes Interesse, weil man schon weiss, wie's sein und was es kosten wird, so wartet sie ruhig auf ihr Eins. Alle bekommen ihre Hefte zurück. Die einen machen ein saures Gesicht, die andern ein erfreutes. Gretes Heft muss die Lehrerin vergessen haben. Da, als Lob und Tadel ausgeteilt war, heisst es: „Zum Schluss will ich euch noch etwas Herziges vorlesen.“ Gibts ein Märchen? eine Sage? etwas aus dem Töchtralbun oder eine Spyri-Geschichte? Grete traut ihren Ohren kaum. Was sie dort auf der Heubühne zusammengeschrieben, die einfachen Sächlein, die werden nun von der Lehrerin vorgelesen. Und die Lehrerin ist doch wirklich eine Künstlerin; sie liest Gretes Ferienbericht so wunderbar schön vor, dass alle an ihren Lippen hängen, dass Grete selbst ihre helle Freude dran haben muss. Und wie sie damit fertig ist und alle dasitzen, als wollten sie noch mehr hören, da sagt die Lehrerin: „Ihr seht, dass nicht der komplizierte Stoff den guten Aufsatz macht, sondern dass man aus den einfachsten Sachen etwas machen kann, wenn mans versteht, sie nett zu schildern. Grete hat schon oft interessante Aufsätze geliefert; aber viel schöner als alle andern ist dieser letzte. Er ist sehr einfach. Er enthält wirklich geschene, ganz alltägliche Begebenheiten.“ Er zeigt uns so recht, wie das Kinderleben reich ist an Erlebnissen. Der Aufsatz erinnert mich an ein Wort Goethes, das ihr jetzt schon lernen dürft, und an das ihr bei jedem freien Aufsatz denken könnt:

Greif nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's pakt, da ist's interessant.

Nicht der grosse Stoff macht den grossen Künstler aus; der rechte Künstler kann aus allem etwas machen. Wir haben auch in unserem Lesebuch Stücke, die gerade in ihrer Einfachheit reizend sind. Später, es geht gar nicht mehr so lang, werdet ihr die Werke selber lesen, denen diese Perlen entnommen sind. Ihr werdet auch französische und englische Bücher kennen lernen, die so schlicht und schön Ausschnitte aus dem Menschenleben geben. Aber nicht nur grosse Schriftsteller können das, Grete hat uns heute den Beweis geliefert, dass auch Kinder wie ihr kleine Meisterwerke schaffen können. Wir wollen in allen unseren Aufsätzen das Einfach-Schöne pflegen, das, was ihr erlebt haben, und seien es die einfachsten Dinge, nett erzählen, so schön wie Grete, oder am Ende kann's einmal eine noch schöner. Wollt ihr's probieren?“ Und begeistert heisst es: „Ja—a! Ja Fräulein!“

B.-G.

Die alten Schulbücher.

Ich erwachte und rieb mir die Augen. So — geschlafen hatte ich also wieder. Ich sah auf die Uhr — eine ganze halbe Stunde geschlafen über meinem Geschichtsbuch. Schrecklich, dieses beständige Einschlafen! Und in fünf Tagen begann die Konkursprüfung. Es schüttelte mich vor Angst und Grauen, auch vor Kälte. Ich nahm einen Schluck Kaffee aus dem Glase, das mir meine Pensionsfrau in einen Muff gesteckt hatte, und ging leise hinaus, um aus der Korridorecke die Katze zu holen. Das Tier sträubte sich nur wenig; es war gewöhnt, mir als Wärmeflasche zu dienen,

Ich nahm es auf den Schoss und umfasste es. Das tat meinen kalten Händen gut. Und das Schnurren, das alsbald begann, klang tröstlich in der nächtlichen Einsamkeit. Ja, wer's so schön hätte wie die Katze — schlafen nach Belieben und kein Examen in fünf Tagen!

Ich sah über die Katze weg in mein Buch. Dann blätterte ich ein paar Seiten zurück. Vielleicht war's besser, noch einmal von vorn zu beginnen mit der französischen Revolution, die ich heute Nacht repetieren wollte. Ich las den Anfangssatz einmal, zwei-, dreimal, ohne dass ich imstande war, irgend eine Beziehung dazu zu gewinnen. Es war, als ob überhaupt nichts mehr in meinen misshandelten überfüllten Kopf hineingehe. Überfüllt — ? war denn irgend etwas Ordentliches drin? Wenn ich mich besann, hatte ich im Gegenteil ein Gefühl von gänzlicher Leere und Öde. Ich wusste nichts, nichts, nichts. Entsetzt sah ich die Bücher an, die vor mir auf dem Tische lagen, die Physik mit ihrer Luftpumpe auf dem Titelblatt, die hart gebundene Geometrie, die Logarithmentafel in ihrem rotgelben Umschlag, deren Zahlenreihen mir immer wie ein greulicher Spuk vorkamen. Ich schob die Katze vom Schoss und stand stöhnend auf. Mir war, als entstiegen den Büchern böse Schatten von Examinatoren, die mit höhnischen Blicken sich daran machten, mich heute Nacht schon abzufragen. Ich kam mir vor wie ein elender Sünder, dem die Richter gegenüber sitzen.

Ich drückte verzweifelt die Hände in einander und wandte den Kopf weg. Aber auf dem Wandgestell da drüben standen wieder Bücher; es war ihnen nicht zu entgehen. Da blieb mein Blick an einem alten Band hängen, den ich lange nicht mehr beachtet hatte. Ich hatte ihn wohl nur von daheim mitgenommen, damit meine Bibliothek etwas stattlicher aussehe. Ich griff darnach. Es war Eberhard, ein dickes Buch, das nahezu alles enthielt, was wir in der dritten und vierten Sekundarklasse hatten lernen müssen: Deutsch, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie. Ich schlug das Buch auf; da war ja auch ein Abschnitt über die französische Revolution. Rasch fand ich ihn: „Ludwig XVI. war seinem Grossvater Ludwig XV. nachgefolgt, ein liebenswürdiger Mensch, aber zu schwach, um das hereinbrechende Verderben abzuwenden“, begann ich zu lesen. Es wehte mir aus dem Buche etwas Freundschaftliches, Vertrautes entgegen. Ich sah unser altes dunkles Schulzimmer am Grossmünster; ich sah mich selbst da sitzen, ein Kind noch, ohne Sorgen, ohne Ehrgeiz, das die unangenehmen Dinge wo immer möglich liegen liess, die aber, die ihm gefielen, mit der Frische unverbrauchter erster Kraft erfasste. Wie ich so weiter las, erst ohne zu wissen warum, schien mir, es löse sich ein wenig in meinem müden, wirren Kopf, es kehre etwas von jener Kraft in mich zurück. Ein Funken von Selbstvertrauen flackerte in mir auf. Das da in meinem alten Eberhard war alles so verständlich, so einfach. Das konnte ich schon im Sinn behalten. Das hatte ich ja einmal gewusst, und jetzt nur ein wenig vergessen. Ich atmete auf, während ich die Seite umschlug; die Müdigkeit war vergangen. Ich brauchte auch die Katze nicht mehr.

Ich klammerte mich am nächsten Abend wieder an das Buch und überlas die Abrisse der Chemie und Physik. Unverhofft fand ich da etwas wie einen Halt in dem wild mich umflutenden Meer der Wissenschaft, wo alles wankte und zurückwich, wenn ich darnach greifen wollte. Es war wohl kindisch, auf diese paar elementaren, durchaus nicht für Lehramtskandidaten berechneten Sätze und Seiten zu vertrauen, und im Examen ergab sich ja dann, dass ich doch einiges im Seminar Gelernte wusste. Aber in der Chemieprüfung verdankte ich mein „Genügend“ einzig und allein dem alten Sekundarschulbuch. Doktor Wettstein begann mit ein paar Fragen über die Atomlehre. Meine zwei ersten Antworten waren falsch, und das brachte mich sofort aus aller Fassung. Er versuchte es dann mit dem Schwefel, mit Phosphor, mit Chlor. Er stellte seine Fragen so milde und vorsichtig als nur möglich. Von uns Mädchen, die wir — es sind jetzt manche Jahre seither — ziemlich mangelhaft vorbereitet erst in die letzten Klassen des Seminars als Hospitantinnen eingetreten waren, konnte man nicht so viel erwarten. Aber aus mir war überhaupt gar nichts heraus-

zubringen. Stumm sah ich an seinen Brillengläsern vorbei ins Leere. Der gütige Mann stieg immer tiefer herunter, um auf mein Niveau zu gelangen. Etwas, ums Himmels willen, irgend etwas musste ich doch wissen!

Da — war's mein guter Stern? — kam er auf den Wasserstoff. Wasserstoff — ich sah deutlich die Seite meines Eberhard mit dem kleinen Kapitel über den Wasserstoff vor mir. „Der Wasserstoff“, begann ich leise, „hat weder Farbe noch Geruch. Er ist sehr leicht, sechzehnmal leichter als der Sauerstoff...“ Ich fühlte, wie meine Stimme bei jedem Worte sicherer wurde. „Und darum hat man ihn zur Füllung von Luftballons benützt. Er brennt sehr leicht...“ Die beiden anderen Herren der Prüfungskommission, die vorher missfällig ihre Bleistifte gedreht hatten, hoben erstaunt den Kopf, und Doktor Wettstein nickte mir vergnügt zu. Durch behutsame Fragen gab er mir Gelegenheit, weiter zu erzählen, dass der Wasserstoff nur spärlich im freien Zustande vorkomme, aber sehr häufig in Verbindungen, im Holz und im Fett und Zucker, ja und natürlich im Wasser... Freudlich liess Doktor Wettstein mich nun ein Weilchen in diesem plätschern. So unstatthaft einfach war wohl noch nie an einem Konkursexamen geprüft worden. Aber was wollte man machen? Man konnte doch so ein armes Mädel nicht fallen lassen. Achtsam die Grenzen im Auge behaltend führte mich Doktor Wettstein mit noch etwa einem halben Dutzend Fragen auf meinem kleinen Gebiet herum, und als die drei Herren bedächtig ihre Ziffer in ihre Verzeichnisse eintrugen, hatte ich das Gefühl, ich sei glücklich durch ein Gnadenpfortlein geschlüpft.

Seither bewahrte ich meinem Eberhard eine warme Dankbarkeit. Er behielt seinen Platz in meiner Bibliothek. Er begleitete mich auf meinen Wanderjahren; mir kam vor, als steckten die Wurzeln meines Wissens in dem guten alten Buche, als brächte es mir Glück, wenn ich es wie einen Talisman mit mir führte.

Und seither bin ich dafür, dass man den Schülern bei ihrem Austritt aus der Schule ihre zuletzt gebrauchten Bücher mitgibt. Ich weiss wohl, wie Gottfried Keller sich lustig macht über seine Züs Bünzlin, die alle ihre alten Schulbücher am Fenster aufgeschichtet hatte, „den Katechismus, das Deklinierbuch, das Rechenbuch wie das Geographiebuch, die biblische Geschichte und die weltlichen Lesebücher.“ Diese Sammlung war ein Symbol für Züsens Aufgeblasenheit und Beschränktheit. Aber in mancher kleinen Kammer oder bescheidenen Familienstube bedeutet so ein Stoss alter Schulbücher etwas Erfreulicheres. Er sagt, dass die Leute Achtung haben vor der Wissenschaft, die da drin steckt. Der Vater hat ein Brettchen an der Wand hergerichtet: so ein paar Bücher in der Stube, das sieht gleich nobler aus. Und dann kann man ja am Abend einmal drin blättern; das ist gar nicht so langweilig, so ein Lesebuch oder ein Atlas: „Sieh einmal, Mutter, das ist Amerika und das Asien und Europa, wie winzig klein, und unsere Schweiz fast nur ein Tupfen drin. Man hat doch gar keinen Begriff, wie gross die Welt ist!“ Und dem grossen Buben oder dem Mädchen machts Freude, allerlei zu erklären, wie's der Lehrer bei dem und jenem Abschnitt getan hat. Es ist denkbar, dass so ein altes Schulbuch ein wenig zu einem Band wird zwischen den Eltern und den heranwachsenden Kindern, dass es einen Antrieb bildet zu geistiger Beschäftigung, vielleicht auch ein Grundstock, an dem sich Weiteres ansetzt. Ein Buch zieht gern das andere nach.

Auch für den jungen Menschen in der Fremde ist das alte Schulbuch ein guter Begleiter. Vielleicht geht es ihm einmal wie mir. All das Neue, was von ihm gefordert wird, macht ihm den Kopf wirr, und er findet in dem vertrauten Buche wieder einige Sicherheit und Anknüpfungspunkte. Ein Hauptsatz der Pädagogik lehrt, dass das Unbekannte wo immer möglich aus dem Bekannten, das Neue in Beziehung zum Alten zu bringen sei. Also tut man unrecht, wenn man den jungen Menschen bei ihrem Austritt aus der Schule das Alte aus der Hand nimmt. Man entwertet damit auch die Schulbücher. Es gäbe eine ganz artige Abschiedsrede für den Lehrer, darzutun, welchen Sinn es habe, wenn die Schule den Schülern die zuletzt gebrauchten Bücher mitgebe. Man

nehme an, die jungen Leute machen das eine und andere Buch gerne etwa wieder auf, nicht in der Art zwar von Züs Bünzlin, die vor lauter Zufriedenheit mit ihrem armseligen bischen Wissen nicht mehr darüber hinauskam. Nein, das im alten Buch Gelernte soll als Ausgang benützt werden zu immer höher führenden Exkursionen. Und so weiter.

Natürlich wird auch die trefflichste Rede nicht immer verhindern können, dass schulsatte Kinder die Bücher zu Hause in einen Winkel werfen, wenn nicht gar sie an den See laufen, um zusehen, wie so ein Französischbuch eine Weile noch schwimmt und dann langsam ertrinkt. Man kann auch mit ein paar Kameraden zusammen einen Scheiterhaufen errichten und die Bücher mit Halloh in die Flammen werfen. Oder man kann die Zeichnungsmappen am Gitter des Schulhofes aufspießen; das wirkt dekorativ und zugleich demonstrativ. Alle solche Dinge sind schon geschehen, und wir begreifen, dass der Lehrer, der sie erlebt hat, nichts mehr wissen will vom Herschenken der Schulbücher. Man hat da und dort den Brauch eingeführt, den Schülern die Bücher gegen eine ganz geringe Entschädigung zu überlassen. Auch damit machte man keine sehr guten Erfahrungen. Verhältnismässig wenige Schüler zeigen den Wunsch, durch Kauf in den Besitz der Bücher zu gelangen.

Aber das darf nicht entmutigen: Die geringe Schätzung des Schulbuches beim Austritt ist doch meist nur eine vorübergehende Stimmung. Die jungen Leute streben weg von der Schule, hinaus in die „Freiheit.“ Vielleicht ein Jahr darauf schon hat das Leben sie hart in die Hand genommen, und sie sehen das alte Schulbuch, wenn es ihnen in die Hand kommt, wieder mit andern Gefühlen an, Mag sein auch erst nach vielen Jahren. Vielleicht bleibt das Buch ein halbes Menschenalter hindurch vergessen in einer Ecke. Aber es kann doch einmal geschehen, dass der abgestumpfte, freudlose Mensch, dem es gehört, es in die Hand nimmt und halb unbewusst darin zu blättern beginnt. Er stösst auf ein Gedicht, und da wird ihm auf einmal wunderbarlich zu Mut in seiner ungepflegten Seele:

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh auf die Schlösser all' herab...“

„— Herrgott, das konnte ich, glaub ich, auswendig —“
Er sieht sich rotbackig hinten in der Bank stehen und mit schallender Stimme die Verse hersagen, während draussen der Morgenwind durch die grünen Kastanienbäume des Turnplatzes weht. Seine ganze Jugend blickt ihm aus dem Schulbuch entgegen: Da war ich noch unschuldig und fröhlich, und in der Geographie gehörte ich zu den Besten und im Singen auch... Unter der Asche glimmen ein paar Funken von Selbstgefühl auf, von Freude am eignen Ich, wenn auch nur am weit zurückliegenden. Am Ende gewinnt der Mann Vergnügen an dem Fünklein und versucht hin und wieder es anzufachen. Doch nun werde ich zu optimistisch!

Aber das ist sicher: man soll dem austretenden Schüler die Bücher nicht wegnehmen und so mit eigenen Händen eine der Brücken abbrechen, die ihn mit dem Kinderland verbindet. Als die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel eingeführt wurde, freuten wir uns alle. Man sollte aber noch einen Schritt weitergehen, sonst empfinden wir diese Neuerung in gewissem Sinne als eine Verarmung gegenüber der alten Zeit, wo die Schulbücher als unveräusserlicher Besitz dem Kinde und der Familie angehörten. —

J. B.

Die Kirchenglocke als Anschauungsunterricht.

Psychologische Humoreske nach einer wahren Begebenheit von E. Schl.

Unsere Klasse war schriftlich beschäftigt. Der Lehrer stand am Pult und erwartete die Erlösungsstunde, indem er an den Kirchturm hinüberschaute. Die Glockenschläge liessen lange auf sich warten. Die Turmuhr zeigte genau so viel, wie kurz vor Schulbeginn; sie ging nicht. Der Stillstand musste eine Ursache haben, oder dann lag eine Täuschung vor, vielleicht eine perspektivische oder gar eine Winkeltäuschung, weil die Zeiger nicht den erwarteten Winkel bildeten. Wie sehr der Lehrer sich auch den Kopf über dies „unzeitgemässe“ Verhalten zerbrechen mochte,

die nötigen Assoziationen in seinem Zentralorgan vollzogen sich nicht, weil ihm die erforderlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen mangelten. Dafür hätte der Knirps links in der vierten Schulbank, der mit etwas schwermütigem Ausdruck die tiefsten Furchen in die Schiefertafel zog, genauen Aufschluss geben können, warum die Uhr streikte. Dieser Knirps war ich. Ein Psychologe hätte hinter meiner niedergedrückten Stimmung zweifellos Verdauungsstörungen gesucht; dass sie mit dem Stillstand der Kirchenglocke zusammenhing, wäre wohl dem Gelehrtesten nicht eingefallen, weil die Psychoanalyse damals noch nicht Trumpf war...

Vor Wochen erhielt ich die Erlaubnis zum Aufstieg in den Turm. Der Reiz der Neuheit weckte meine Lernbegierde derart, dass ich mich bei spätern Besuchen durch den Sohn des Küsters willig in die intimsten Geheimnisse des Bauwerks einweihen liess. Am meisten nahm die Turmuhr mein Interesse gefangen; ihr widmete ich meine Anschauungstätigkeit in des Wortes weitester Bedeutung. Ich wollte nicht ruhen, bis ich von allen ihren Einzelheiten klare Vorstellungen erworben und Begriffe gebildet hatte. In erster Linie sollte hiebei der Tastsinn in Funktion treten, dem ich schnelles und einfaches Vermitteln von Eindrücken am ehesten zutraute. Bald wusste ich die Stelle, auf die man sich stellen musste, damit einem der eiserne Hammer die Stirnhaare streifte, wenn er kraftvoll den Stundenschlag auf die grosse Glocke hämmerte. Das war eine etwas kitzliche Sache; aber der Mensch kann alles, wenn er will. Trotzdem im Anfang Hemmungsvorgänge auftraten, die von entgegengesetzter Bewegungstendenz herstammten, wurde mir diese Willenshandlung durch eine bewunderungswürdige Konzentration der Aufmerksamkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, bald geläufig. — Ich kannte auch das Loch, durch das man auf eines der gewölbten Bleche hinaustreten konnte, die auf der Aussenseite des Turmes den Zifferblättern als Wetterschutz dienten, und wo man den grossen Zeiger, sobald er auf Zwölfe stand, mit den Fingerspitzen erlangen mochte, wenn man sich mit dem Oberkörper weit genug über den vordern Rand neigte. Der Umstand, dass ich bei diesem Experiment den auf dem Schulplatz sich tummelnden Gefährten „so klein wie eine Fliege“ erschien, hatte seinen besonderen Reiz.

Das grösste Hindernis für eine vollständige Anschauung bildete das strenge Verbot des Küsters, das mir den Eintritt in das Zimmer für das Uhrwerk verwehrte. Dieses befand sich eine Treppe unterhalb der Glockenstube. Verborgenes aber reizt um so mehr, je dichter der Schleier ist, der es verhüllt. Deshalb musste mir mein Führer das Aufziehen des Wunders mit Worten erklären. Er tat dies sehr methodisch, indem er mich das nötige Anschauungsmaterial durch eine Ritze in der Bretterwand wahrnehmen liess. Dabei bekam ich eine deutliche Vorstellung der Kurbel, an der man drehen musste, bis eine Feder in der Maschine laut einschnappte. Dann war auch der würfelförmige Stein, der am Ende eines durch den ganzen Turm hinunterreichenden Seiles hing, in die luftige Höhe gewunden worden und befand sich direkt unter dem Uhrwerk. Die Vergegenwärtigung der Handgriffe erweckte in mir das Gefühl, dass ich solches auch instande wäre. Je stärker aber Vorstellungen gefühlsbetont sind, um so leichtere Reproduktionsfähigkeit erhalten sie und werden im Bewusstsein für eine Zeitlang festgehalten. Oft machte ich in jener Zeit, wenn ich mich unbemerkt glaubte, mit den Händen Drehbewegungen; futterschneidende Bauern und „Drehorgelmänner“ waren mir höchst sympathische Erscheinungen. Es tauchte in mir immer sehnlicher der Wunsch auf, die Kirchenglocke einmal eigenhändig aufzuziehen. Da in jedem lebhaften Wunsch auch schon die Richtung und die Stärke eines Willens wurzeln, der zu seiner höchsten Form, zum Entschlusse drängt, war ich bald mit mir einig, den Versuch zu machen, koste es was es wolle. Übrigens war die persönliche Betätigung, wie man einsehen wird, zur Vervollständigung des Begriffes „Kirchenglocke“ unbedingt notwendig. Zur Ausführung des Planes wurde ein Nachmittag gewählt, an dem mir eine plötzlich über die Schwelle des Bewusstseins tretende Unterströmung sagte, dass der „Zeitstein“ sich weit

unten im Turm befinde und der Küster auf dem Felde zu tun habe, dass also viel aufzuziehen und das Erwischen so gut wie ausgeschlossen sei.

Unbeachtet schlüpfte ich mit dem Schultornister am Rücken durch das enge Pfortchen und schickte mich zum Aufstieg über die steilen Treppen an. Weil sich die Anpassung des Auges in der Dunkelheit sehr langsam vollzog, was meiner vordersten Gesichtspartie fast zum Verhängnis wurde, arbeitete ich mich mit dem Tastsinn empor, der im Notfall auch Raumvorstellungen zu vermitteln vermag. Glücklicherweise gelangte ich vor der bestimmten Türe an; sie war offen; ich stand vergnügt schmunzelnd am Ziele meiner Wünsche. Es schien, als ob das Räderwerk sich gegen eine Berührung verwahren wollte; denn es empfing mich mit starkem Gerassel und Geschnurre, das mir für den Augenblick Furcht einjagte und eine rückwärts tendierende Bewegung meines Körpers zur Folge hatte. Doch sobald ich die Ursache erkannte, verschwand auch das Gefühl wieder: von oben erdröhnte laut warnend der Dreiviertelstundenschlag an meinem Ohr. Dann war's wieder still bis auf das einförmige Ticken des Pendels. — Jetzt schnell den Hebel gefasst und gekurbelt, was das Zeug hält! Mein Willensimpuls richtete sich instinktiv nach der Grösse und Masse des zu hebenden Gewichtes, die Kräfte reichten gerade aus, es aufzuwinden; die Assoziation zwischen Motiv und Handlung hatte sich vollzogen, sie war zum Können geworden. Schon befand sich der Stein liebäugelnd baumelnd nur noch zwei Meter unter meinen Füssen, und bald musste programmässig die Feder einschnellen, die das Zurückfallen hinderte. Das erfreuliche Zusammentreffen von Lustbedingungen zeitigte ein viel grösseres Ergebnis, als dem Lustwert der einzelnen Bedingungen für sich zugekommen wäre. War das ein herrliches Gefühl, das ich um nichts in der Welt getauscht hätte; wie schmeckte die verbotene Frucht so süss! — Stark und lange andauernde Gefühle aber neigen zum Kontrast, sie können durch den geringsten Anstoss in den entgegengesetzten Zustand versetzt werden. Wohl spürte ich anfangs eine lebhaft empfundene Kraftempfindung, die durch die Anspannung der Muskeln und Sehnen hervorgerufen wurde; dann aber kam die Kehrseite, es traten Muskelempfindungen und mit ihnen die Ermüdung ein. Ich musste mich zusehends stärker anstrengen, immer stärker. Noch ein gewaltiger Ruck — es nützte nichts; noch einer — wieder nichts. Mein Lustgefühl, das durch seine Intensität und Dauer in wackligen Zustand geraten sein musste, kippte plötzlich über; es wurde zur Unlust. Der Wille zum Standhalten war zwar da, doch der Effekt blieb aus. Der seelische Parallelvorgang der Ermüdung war schliesslich eine Verminderung der Aufmerksamkeit, und bereits begann sich das Uhrwerk langsam zurückzudrehen. Die Bewegung wurde beschleunigt, der Hebel entriss sich den schwachen Händen, die sich durch eine zweckmässige Reflexbewegung beizeiten in Sicherheit brachten, und surrte so rasch herum, dass seine einzelnen Stellungen für das Auge in eine flimmernde Scheibe und die verschiedenen Farben in ein tadelloses Grau zusammenflossen. Der Stein raste mit allen Regeln des Fallgesetzes turmabwärts; er kümmerte sich dabei wenig um die für ihn bestimmten Öffnungen in den Fussböden, sondern schlug ritsch! ratsch! in wenigen Sekunden sämtliche Etagen durch. Diese Wahrnehmung vermittelte mir der Gehörsinn, indem er mir Richtung und Entfernung der Tonquelle bereitwilligst zum Bewusstsein brachte, der Gesichtssinn diejenige, dass das Seil aufhörte als Bestandteil des Uhrwerks zu existieren, das ob der Misshandlung laut aufächzte und empor in die Höhe juckte.

Mein Gefühlszustand, der aus diesen Vorgängen sich ergab, kann nicht geschildert werden. Wie ich die Flucht auf den Erdboden unternahm, die dank der prompten Funktion meines motorischen Nervenzentrums innert kürzester Frist vor sich gegangen sein muss, weiss ich nicht mehr. Diese Handlung vollzog sich automatisch, das Bewusstsein verzichtete grossmütig auf die Überlegung und schlug zu meiner Rettung durch Vereinfachung und Ausschaltung von Vorstellungen das abgekürzte Verfahren

ein. Dann mischte ich mich nach dem Gesetze der Anpassung unter die letzten zur Schule pilgernden Kameraden und spielte die Unschuld selbst, die durch den anfangs erwähnten schwermütigen Zug, der sich in meinen Mienen spiegelte, noch ausdrucksvoller erschien. Nur einmal sandte ich während des Schreibens einen verstohlenen Blick durch die Scheibe nach der Kirchenuhr, und es lief mir ein Unlustgefühl heiss über den Rücken hinauf, als der Lehrer brillenputzend ans Fenster trat und darüber nachdachte, warum die Uhr nicht gehe.

Solange sich die Zeiger nicht bewegten — und das dauerte einige Tage — hielt auch das Unlustgefühl an; als jedoch eines schönen Morgens der Stundenschlag wieder herüberlöstete, löste er in mir angenehme Empfindungen aus. Der Lustzustand der Gefühle war wieder hergestellt. Meine Vorstellung von der Kirchenuhr aber war nach all dem Geschehenen psychologisch vollständiger, als ich eigentlich gewollt.

Besuch der Nachtigallkonzerte.

Aus: Unsere gefiederten Freunde, von J. U. Ramseier. Bd. 3. Bern, A. Francke. Fr. 2.50.

„Der Nachtigall möchte ich auch einmal lauschen“

„Gibt es in unserer Gegend auch Nachtigallen zu hören?“

„Wo und wann singen sie?“

So lauteten wiederholt Fragen an mich, bald mündlich, bald schriftlich. Nun führte ich einst eine grössere Gesellschaft an einen Ort, wo Nachtigallen sangen. Um den Erfolg besser zu sichern, machte ich sie mit den erforderlichen Verhaltensmassregeln bekannt: Nicht laut sprechen, nicht zeigen, nicht rauchen, überhaupt — stille lauschen!

Wir setzten uns gut geborgen an ein Wegbord. Die Gesellschaft bestand meistens aus jüngern Herren und jungen Mädchen.

Es dauerte auch nicht lange, so hörte man eine Nachtigall auf ihrer Zauberflöte ein paar Probetöne blasen. Dann folgte Lied auf Lied mit den gewohnten kurzen Pausen. Absichtlich hatte ich der Gesellschaft verschwiegen, dass der Sänger unser gesuchter Vogel sei. Es nahm mich wunder, wie sie seinen Gesang werten würden. Nach meiner frühern Beschreibung hätten sie seinen Gesang erkennen sollen. Sie wussten, dass er mit den Strophen seiner Lieder fleissig wechselt, dass er fast nie das gleiche Lied zweimal nacheinander singt. Sie hörten die Nachtigall; aber sie merkten nicht, was für ein Vogel sang. Endlich fragte einer: „Was sind das für Vögel, die da immer einer nach dem andern singen und keiner gleich wie die andern, immer etwas Neues; es müssen da viele beieinander sein, und doch sieht man keinen von ihnen?“ „Diese Sängergesellschaft besitzt nur einen Schnabel und der gehört der Nachtigall, die wir möchten singen hören,“ wurde ihnen zur Antwort.

Alle Verhaltensmassregeln vergessend, wollte die Gesellschaft der Nachtigall ein „Hoch“ bringen, was ich noch verhindern konnte. Enttäuscht war ich dann, dass die Gesellschaft, die durch ihren Beifall der Nachtigall doch für ihre Gesangkunst huldigen wollte, jetzt nach jedem ihrer Lieder in fröhliches Lachen ausbrach, als ob sie nur an der neuen Form des Vortrages Gefallen fänden. Bald stellten sich noch zwei andere Nachtigallen ein, die hinter uns sangen. Unser erster Sänger, wie ich schon gehört hatte, ein Meistersänger, sang eines seiner mehrteiligen Lieder vor. Kaum hatte er geschlossen, nahm einer der andern den Teil vom Liede auf, der ihm am besten musste gefallen haben, und baute darauf ein eigenes Lied, das aber in seiner Ausführung mehr guten Willen als Vollkommenheit verriet. Kaum hatte dieser geendet, wählte sich der andere Ankömmling auch einen seiner Liederteile aus, um darauf ein neues Lied aufzubauen. Offenbar waren es zwei noch jüngere Nachtigallen, von denen schon jeder ein Frauchen, aber noch kein Musikpatent besass. Wahrscheinlich wollten sie es sobald als möglich erwerben, um als ganzer Mann vor ihrem Frauelein dazustehen. Deshalb kamen sie alle Abende hierher, wenn ihre Buben den Brei schnabuliert hatten und in der Kinder-

wiege schliefen. Erstaunlich war ihr Fleiss und ihre Ausdauer. Noch mehr Bewunderung aber verdiente der Lehrmeister; seine Geduld und selbstlose Hingebung verdienten die grösste Anerkennung. Auch hier folgte nach jedem Vortrage eine gefühlte Lachsalm. Nur die Abwechslung interessierte die Gesellschaft. Für die Schönheit der Lieder an sich zeigten sie kein Verständnis.

Auf dem Heimwege wurde auch mit keinem Worte die Schönheit des Nachtigallengesanges erwähnt. Dagegen wurde eine Schnecke, auf die ein Bursche gesessen und die sich nun in grosser „Anhänglichkeit“ nicht mehr von ihm trennen wollte, sondern an seinen Hosen klebte, der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Bald darauf führte ich eine Gesellschaft von Lehrerinnen, Lehrern und Bauern dahin. Auch sie wurden mit Verhaltensmassregeln bekannt gemacht. Mit Spannung wartete ich auf den Eindruck, den der Nachtigallengesang bei ihnen hervorrief. Mit grosser Freude bemerkte ich, wie alle mit dem grössten Ernste dem Liedervortrage lauschten und kaum eine Wimper bewegten. Grosse Freude empfand ich auch dabei, dass ebenfalls sämtliche Bauern, denen so gerne alles Feingefühl und jedes Kunstverständnis abgesprochen wird, vom Nachtigallengesang entzückt waren. Auf dem Heimwege war nur von dem schönen Konzert der Nachtigallen die Rede.

Die Nachtigallen sind während ihres Gesanges von den Beobachtern nicht so leicht zu entdecken. Ihr dunkelgraues Kleid, das so gut zur Dämmerung passt, erschwert ihre Entdeckung sehr. Die Nachtigallen bemerken den Nachschleicher eher als er sie; zudem ist ihre Stellung meistens so, dass sie wenigstens im Rücken gut gedeckt sind. Oft meint man, den Sänger direkt vor der Nase zu haben, und doch sieht man ihn nicht. Weil die Nachtigall aus Erfahrung weiss, wie schändlich und herzlos die Menschen sich oft an ihr und ihrer Brut verfehlen, ihr nachschleichen, auf sie schiessen, ihr die Jungen rauben —, hat sie Ursache genug, vor ihnen auf der Hut zu sein. Bei solchen Menschen scheint ihr herrlicher Gesang an ihrem Herzen wie an einem Panzerhemd abzuprallen. Wenn eine Nachtigall bemerkt, wie die Zweige gegen sie zu sich bewegen, dann wird sie aufmerksam, und wenn sie die Schleicher sieht, flieht sie weg. Leider wird auch bei ihr, wie beim Blaukehlchen usw., die Abnahme von Jahr zu Jahr grösser, und wenn die Regierungen nicht Schutzkreise (Vogelreservationen) einführen, werden diese Vögelchen vielerorts aussterben. Wer den Nachtigallengesang mit Hochgenuss anhören will, sollte ihren Konzertsaal mit einer lieben Persönlichkeit aufsuchen. Ist man alleine, so wünscht man immer: „O, wenn jetzt nur N. N. das auch hörte!“ Und so geht dem Alleinlauschenden selbst viel von der Schönheit des Gesanges verloren. Ist aber eine herzvertraute Person bei uns, so kann man sich gegenseitig auf Schönheiten aufmerksam machen und dadurch den Genuss verdoppeln.

Ende April beginnt der Gesang und dauert etwa bis Mitte Juni. An einem warmen, windstillen Abend im Mai ist die beste Besuchszeit für den Nachtigallengesang. Wenn der Abend nicht passt, kann auch am Tage gehen. Wenn die Nachtigall noch keine Jungen zu füttern hat, so singt sie auch am Tage öfter. Die Schönheit leidet aber unter dem Gesang der andern Vögel. Auf seinem Lauserposten sollte man sich möglichst wenig bemerkbar machen. Bemerkte die Nachtigall niemand, den sie zu fürchten hat, so lässt sie sich oft auf einem freien Platze hervor, wo man sie gut sieht. Da steht sie fast aufrecht auf einem Aste; den Schwanz trägt sie etwas gesenkt, den Kopf mit dem leicht geöffneten Schnabel erhoben, die Kehle gebläht, die Flügel etwas ausgebreitet; so singt sie mit kurzen Pausen ihre Lieder.

Wenn sie nun bald jauchzend, bald wie weinend, bald fröhlich trillernd, bald seufzend, klagend, ihre Melodien singt, dann muss jeder, der noch einen Rest Gemüt besitzt, von der Schönheit ihres Gesanges ergriffen werden.

— Die Reinhardtschen Rechen Tabellen, Verlag A. Francke, Bern geben unsern Stiftungen, auch dem Schweiz. Lehrerinnenverein, alljährlich einige hundert Franken Provision.

Geologische Wanderungen durch die Schweiz.

Der Reichtum unserer Landesnatur war stets der wirksamste Ansporn zu ihrer Erforschung. In einer umfangreichen Literatur sind deren Ergebnisse niedergelegt, ein Zeugnis einer fast unübersehbaren Arbeit. Mit besonderem Stolz kann unser Land auf den Umfang und den wissenschaftlichen Wert der geologischen Forschung hinweisen, die durch Erkenntnisse und neue Ideen das Wissen von der Erde so reich befruchtet hat. Hervorragende Vertreter des Faches waren von jeher bemüht, durch allgemein verständliche Schriften und Vorträge einen weitem Kreis von Gebildeten über neue Ansichten, Ergebnisse, Methoden und Ziele ihres Arbeitsgebietes zu unterrichten. Und doch ist fast allgemein wahrzunehmen, dass der Laien-Naturfreund zur Geologie kein so enges Verhältnis zu gewinnen vermag, wie zu den übrigen Naturwissenschaften. Die Fülle fachtechnischer Benennungen droht ihn zu verwirren, und nur schwer vermag er aus der Unsumme von Einzeltatsachen, die eine spezialisierte Forschung aufgedeckt, die grossen Linien des Erdbaues herauszufühlen. Im sinnfälligen Werden und Vergehen redet die organisierte Welt zum Menschen eine eindringliche und leichter verständliche Sprache; nur mit viel grösserer Mühe gewinnt er eine Vorstellung von dem Entstehen, dem Aufbau und dem Vergehen der Landschaftsformen und ihrer Beziehungen zueinander.

Ein vor kurzem erschienenes Werk ist in ganz hervorragendem Masse geeignet, in die Reihe der Naturfreunde Interesse und Verständnis für den geologischen Bau unserer Heimat zu erwecken. Im Auftrag des Schweizer Alpenklubs arbeitete Hr. Dr. J. Weber, Professor am Technikum in Winterthur, einen Klubführer aus, der unter dem anspruchslosen Titel „Geologische Wanderungen durch die Schweiz“*) eine vorzügliche Einführung in die Geologie unseres Landes bietet. Es ist ein methodisch glücklicher Gedanke, dass der Verfasser den Leser wie auf einer Exkursion zu den geologisch bedeutsamen Stellen hinführt, ihn anleitet das Wesentliche zu sehen, Fund auf Fund vor seinen Augen ausbreitet und daraus die geologischen Vorstellungen erschafft. Schritt für Schritt dringt die Darstellung tiefer in die schwierigen Probleme ein. Man fühlt sich unter der Leitung eines sichern und zielbewussten Führers, der unbeirrt durch die verwirrende Menge von Erscheinungen untergeordneter Art aus dem komplizierten Bild die Hauptlinien heraushebt.

Das erste der bisher erschienenen Bändchen beginnt mit den Wanderungen im Mittelland, um uns an den alten Bekannten unserer Streifereien oder der sonntäglichen Spaziergänge die einfachsten geologischen Vorstellungen zu geben. Es ist methodisch begründet, mit dem Nahen und Bekannten zu beginnen (Uetliberg, Irchel, Kohlfirst, Belpberg usw.). Ohne Zweifel ist aber dieser Abschnitt auch noch aus einem andern Grunde willkommen. Am ehesten noch sind gewisse Kenntnisse über das Hochgebirge verbreitet, da hier Touristik und Forschung in gleicher Weise das Interesse geweckt haben und die Grösse des Landschaftsbildes einen tiefen Eindruck auf den Menschen ausübt. Viel seltener nur mag er sich in die Vergangenheit und die Zukunft der Bodenformen im Mittelland hineinzudenken. Hier weist der Klubführer den Weg. Im ersten Band werden ferner an vorzüglichst durchgeführten Beispielen die Formen und Erscheinungen des Juragebirges klargelegt (z. B. Weissenstein, Traverstal Klusen, Plateaujura, Tafeljura, Randen u. a.).

Der zweite Band behandelt die Probleme der Kalk- und Schieferalpen. Hier benutzt der Verfasser die Gelegenheit dem Leser einen Blick zu eröffnen in die Werkstatt der Forscherarbeit, ihm klarzulegen, dass die heutigen Kenntnisse in mühevoller Arbeit über Umwege und Irrwege gewonnen werden mussten. An der wohlüberlegten Darstellung ergibt sich ohne jegliche Lehrhaftigkeit von selbst der Gedanke, dass auch die heutige Auffassung nicht überall Ewigkeitswert beanspruchen kann, dass der Laie sich am ernsthaften Naturforscher ein Beispiel nehmen muss, die Phantasie zu zügeln und sich mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu bescheiden, wo uns die sichere Kenntnis

*) Kommissionsverlag Rascher & Cie., Zürich.

noch nicht beschieden ist. Die folgenden Titel mögen ein Bild von dem Reichtum des zweiten Bandes geben: Der Tonschiefer von Engi. Der Tonschiefer von Elm. Der Tlysch. Der Verrukano. Die Lochseite bei Schwanden. Die Theorien über die Entstehung der Glarner Alpen. Die Bergsturzmassen von Chur bis Ilanz. Der Goldbergbau am Calanda. Bürgenstock. Pilatus. Frohnalpstock. Mythen. Die Ibergerklippen. Über den Brünig. Die Giswilerstöcke, u. a. Bereits ist vom Alpenklub das 3. Bändchen in Aussicht gestellt, das die kristallinen Alpen behandeln soll. Es steht ausser Zweifel, dass diese bequemen, handlichen Klubführer die unentbehrlichen Begleiter solcher Naturfreunde werden, die in der Landschaft nicht nur den Stimmungsgehalt suchen, sondern eine Befriedigung darin finden, ihren Aufbau zu verstehen.

O. F.

Die Verwertung der Tagesereignisse.

Unsere Schulreise an den Vierwaldstättersee.
Von Hrch. Stauber, Zürich 7.

Ist mit oder ohne Mitwirkung der Schüler vom Lehrer der genaue Reiseplan bestimmt, nimmt der Unterricht in folgender Weise darauf Bezug:

1. Die Schüler erkundigen sich selber nach den Hotelpreisen für das Mittag- und Abendessen, ebenso beim Bahnhofvorstand nach dem Preise der Bahnbillets (Klassenarbeiten; ein Schüler mit guter Schrift sendet seinen Brief an die richtige Adresse ab). Die Rückantworten der Wirte und des Bahnvorstandes bleiben im Schaukästchen ausgestellt.
2. Die Schüler bringen Fahrtenpläne zur Schule und stellen unter Anleitung des Lehrers die Fahrzeiten usw. planmässig zusammen.
3. Die Schüler berechnen an Hand der eingegangenen Offerten die Höhe der Reisekosten per Schüler.
4. Ein Schüler führt Buch über die dem Lehrer einbezahlten Reisebeiträge der Schüler.
5. Sie ersuchen einen Verkehrsverein usw. um gefl. Zusendung von Kärtchen vom Vierwaldstättersee.
6. Sie zeichnen selber eine Reiseskizze, in der sie den einzuschlagenden Weg rot einzeichnen; die Knaben modellieren den Vierwaldstättersee resp. das Rigigebiet.
7. Die Schüler verdanken die Kartensendung.
8. In den Geographiestunden wird 2 bis 3 Wochen vor Ausführung der Reise dieselbe eingehend besprochen (Tunnels, Bergsturz bei Goldau, Axenstrasse usw.). Vorweisen von Bildern, Ansichtskarten.
9. In der Geschichte: Hinweis auf die geschichtlich denkwürdigen Stätten, wie Brunnen, Tellskapelle, Altdorf, Rütli, Luzern. Kurze Besprechung der alten Eidgenossenschaft, der Freiheitskämpfe der Urkantone. Vorweisen von Bildern.
10. In der Naturkunde besprechen wir die Versteinerungen, Faltenbildungen an der Axenstrasse, den Gletschergarten in Luzern usw.
11. In dem Sprachunterricht: Vorlesen einiger Szenen aus dem Drama „Wilhelm Tell“. Das Rütli als Nationaleigentum (Schriftchen vom Verein für Verbreitung guter Schriften). Ferner: Die Schulreise von J. Eichenberger. Nr. 69 der Basler Schriftchen vom Verein für Verbreitung guter Schriften. (Diese hübsche Erzählung sollte vor jeder Schulreise mit den grössern Schülern besprochen werden.)
12. Aufsatz: Was mir an der Schulreise am besten gefiel. — Die Dampfschiffahrt. — Ein Reiseerlebnis. Telegramme.
13. Rechnen: Gemeinsame Abrechnung über die Kosten der Schulreise. Bestimmung der Fahrzeiten, der Aufenthalte, der Hotelrechnungen fürs Essen, 5% Trinkgelder, Kostenberechnung der Telegramme, Berechnung der Marschzeiten, Ansichtskartenverbrauch usw. Die Aufgaben können so gestellt werden, dass alle möglichen Rechnungsarten, Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen, Divisionen, Dreisätze, Dezimalbrüche usw. zur Behandlung kommen.
14. Singen einiger Vaterlandslieder, des Rütliedes. Ein bis zwei Marschlieder werden in der Turnstunde so geübt, dass sie taktmässig ev. auf dem Marsche durch die Dörfer gesungen werden können. Wer eine Mundharmonika zu spielen versteht, hat dieselbe auf die Reise mitzunehmen.
15. Alles auf die Reise bezügliche Material, wie Reiseplan

Kostenabrechnung, Hotelofferten, Karten, Bilder werden mit allfälligen Mitteilungen über die Verpflegung, die Weglängen in einer besondern Mappe für spätere Zeiten gesammelt.

Das Zahlensystem. In einem Artikel „Die Systemmethode des Rechnens“ (Deutsche Schule, 1914, Heft 3) sagt der Rechenmethodiker Dr. E. Wilk in Gotha: In unserem heutigen Zahlensystem beginnt die Vereinheitlichung des Vielen bei der 10. Das war aber nicht immer so. In allen Sprachen der Welt, in denen die Bedeutung der Zahlennamen sich noch hat ermitteln lassen, ist die 5 als „Hand“ bezeichnet worden, die 6, 7, 8, 9 als „Hand“ und 1 Finger, Hand und 2 Finger usw., die 10 als zwei Hände. Fünf Einheiten sind demnach schon zusammengefasst worden zur ersten höhern Einheit, 5 Finger als Hand. Das beweist, dass von Urbeginn an die Finger als Rechenmittel benutzt worden sind. Alle geographischen Forscher berichten gleichmässig, dass auch noch in der Gegenwart kein Neger, kein Indianer, kein Polynesier eine Zahl ausspricht, ohne gleichzeitig die entsprechende Zahl von Fingern zu zeigen. Das Fünfersystem ist im Werden der Zahlen das ursprünglichste aller Zahlensysteme. Das Fünfersystem kennt nur vier Grundzahlen, die Zahlen 1 bis 4, also genau diejenigen Zahlen, deren Einheiten noch momentan überschaubar sind. Die erste Zahl, bei der das nicht mehr möglich ist, macht es dadurch wieder überschaubar, dass es die Vielheit zusammenfasst zur Einheit unter dem Sinnbild der Hand. Das Fünfersystem ist demnach die Konsequenz der Tatsache, dass nur bis 4 Dinge augenblicklich feststellbar sind. Und darum ist es auch das natürlichste aller Systeme. Merkt man sich nun, dass die Hand fünf Finger hat, so werden jetzt auch die Fingerbilder der Zahlen 6 bis 10 momentan feststellbar. Ein Blick auf die beiden Hände genügt zu dieser Feststellung. Das sind die Gründe, die mich veranlassen haben, die Finger wieder in ihre uralten Rechte als Veranschaulichungsmittel für die Zahlen 1 bis 10 einzusetzen und damit das Fünfersystem zur Grundlage aller additiven und subtraktiven Beziehungen im Zahlenraum 1 bis 10 zu machen. Ich sagte mir: Wenn alle Völker von jeher an den Fingern die Zahlen geschaffen haben und in das Rechnen eingedrungen sind, so muss dies Verfahren auch für unsere Kinder der natürliche Weg sein.

Die augenblickliche Überschaubarkeit von 1 bis 10 nach Fünfern geordneten Einheiten ist gewährleistet, das lästige Zählen fällt weg. Der Systemer hat also dasselbe erreicht, was die Zahlenbildmethodiker erstrebt haben, und das, ohne die dem Wesen der Zahlen fremden geometrischen Formen zu Hilfe zu nehmen. Ihr einziges Mittel ist die Vereinheitlichung der Vielheit, also dasjenige Mittel, ohne das höhere Zahlen überhaupt nicht denkbar sind, wie die Existenz der Zahlensysteme beweist. (Dr. Wilk hat auf dieser Grundlage seinen Rechenapparat, den Dezimalapparat, der im Grunde nur der für den Klassenunterricht zurechtgemachte Abakus ist, aufgebaut).

Verschiedenes. In dem Buche „Die Vernichtung der Intelligenz durch Gedächtnisarbit“ (München 1913) bezeichnet Dr. Vaerthing die Geschichte der Gedächtnisbildung in der Schule als eine Geschichte pädagogischer Irrtümer. Die Gewöhnung der Schüler, sich bei geistiger Aufnahmetätigkeit mehr auf das Behalten des Inhalts als auf ein denkendes Eindringen in den Stoff zu legen, führe zur Verdrängung des Denkens durch das Reproduzieren. Absichtliche Lernarbeit vermindere die Konzentrationsfähigkeit des Denkens, sie schädige die beiden besten Eigenschaften der Intelligenz: die Produktivität und geistige Selbständigkeit, auf der die Berufstüchtigkeit beruhe. Bei der Berufswahl sei das Interesse das fast untrügliche Kriterium; es werde aber durch die starre Nachahmung, auf die das Lernen und Behalten hinauslaufe erdrückt; auch die Fähigkeit des Umlernens, die in jedem Beruf so nötig ist, gehe verloren. In einer Zusammenfassung seiner Anschauungen in der Päd. Ref. sagt Dr. Vaerthing: Die absichtliche Lernarbeit in der Schule ist ein raffiniertes Mittel, um die organische individuell günstigste Entwick-

ung des Geistes zu unterdrücken und jene Leistungsfähigkeit zu unterminieren. Das Gedächtnis, dessen selbständige Leistungen wertlos sind, wird gesteigert, der Verstand, der Träger des Leistungen, herabgedrückt, und damit das wunderbar fruchtbare natürliche Verhältnis der völligen Abhängigkeit des Gedächtnisses vom Denken verkehrt zur Unfruchtbarkeit. Die absichtliche Lernerarbeit muss deshalb mit Stumpf und Stiel aus der Schule ausgerottet werden. Die Intelligenz muss wieder zum König, das Gedächtnis zum helfenden Kärner ausgebildet werden. An Stelle der absichtlichen Gedächtnisararbeit muss eine Gedächtnispflege treten, welche das Gedächtnis zur Erfüllung seiner Aufgaben als Hilfsfunktion der Intelligenz ausbildet. Die Intelligenz kann die Gedächtnistätigkeit so regeln, dass sie sich fördernd und harmonisch den Zwecken des psychischen Gesamtorganismus einordnet; denn die Intelligenz erzeugt das Interesse, dem die Fähigkeit eignet, das Gedächtnis für die Ziele des Denkens, Beobachtens, der Phantasie in vollkommener Weise auszunützen, sowohl was die Auswahl der geeigneten Stoffe, als auch die Zweckmässigkeit der Arbeitsnachweise anbetrifft. Das Interesse steht mit der Eigenart der Anlagen im innigsten Zusammenhang. Es bildet sich aus der Besonderheit der Begabung heraus und wächst zugleich mit der Entwicklung der besonderen Fähigkeiten. Dr. Værting fordert also, dass die Gedächtnisararbeit ausschliesslich durch Interesse geregelt werde; dadurch werde der Wille für die Charakterbildung frei und eine Entwicklung der Intelligenz zur Maximalleistung möglich. Das grösste Hindernis zur Anerkennung

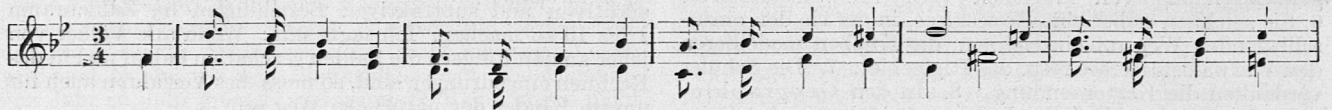
seiner Forderungen sieht er in der Überschätzung des Wissens, wie sie sich durch die Ordnung der Examina und die Forderungen der Schulaufsicht herausgebildet habe. Für seine These: Die Schüler müssen von frühester Jugend an zu einer Geringschätzung der Kenntnisse an sich erzogen, und zu der Erkenntnis geführt werden, dass alles Wissen nur Mittel zum Zweck selbständiger Arbeit, und nur diese allein wahren Wert hat, glaubt Dr. V. Verständnis und Unterstützung in den Reihen der Volksschullehrer zu finden, die jung ins Amt kommen.

Der freie Aufsatzunterricht. Er geht den Weg von innen nach aussen, er will in dem psychischen Leben des Kindes eine solche Aktivität erregen, dass das Psychische wieder zur Ursache sprachlichen Ausdrucks wird. Die moderne Pädagogik verlangt Umbildung der alten Lernschule in eine Arbeitsschule. Wer den Kern dieser Entwicklung richtig versteht, wird in diesem Streben nichts anderes sehen als die Betonung der Aktivität psychischen Lebens. Selbsttätigkeit ist deshalb das Schlagwort aller neuen Unterrichtsformen geworden. Von jeher hat man den Aufsatz als Resultate aller geistigen Kräfte angesehen, mit erhöhtem Rechte kann der freie Aufsatz diese Wertung beanspruchen; in ihm können die persönlichen Kräfte sich auswirken, in ihm ist ein Mittel gefunden, eigene Worte zum Ausdruck zu bringen. Die Erziehung zum freien Aufsatz beschränkt sich sonach in ihrer Wirkung nicht auf den sprachlichen Ausdruck, sie erschliesst vielmehr den einzigen Quell aus dem alle Kultur hervorgegangen ist, die Schöpferkraft des Ichs.
(Schmieder, *Der Schulaufsatz.*)

Juhe, wie prächtig dunkt mi d'Welt!

Fröhliches Marschtempo.

E. A. Hoffmann.



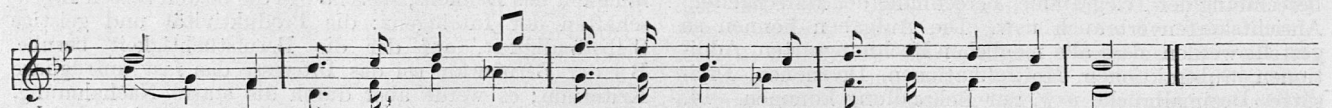
1. Ju - he, wie prächtig dunkt mi d'Welt und al - les druff ischt my: die Blüem-li rings i
2. Vill Vö - gel zwit-sche-red rings-um, und's Flüg-li summt im Moos; nei so e Mu - sik



1. Wald und Feld mit samt dem Son - ne - schy! So wyt me nu - me lau - fe cha, 's lieb
2. ischt ned dumm, mer lauft der - bi fa - mos! Es her - zigs Bäch - li rüeft mer froh:



1. Sün - ne - li reist mit; es lue - get mi gar frünt - li a und hal - tet mit mir
2. Chum, Bueb - li, trink bi mir! Und rüeh e chli, s'pres-siert ned so, ich rei - se au mit



1. Schritt, es lue - get mi gar frünt - li a und hal - tet mit mir Schritt.
2. dir, und rüeh e chli, s'pres-siert ned so, ich rei - se au mit dir!

Clara Forrer.